13. Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters; von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten.

Daß Jesus sich irgendwie zur „Rechten Gottes“, also auf Gottes Ehrenseite befindet; daß er so zu Gott gehört, daß er das Eigentliche von Gott repräsentiert — das werden wir glauben, auch wenn wir an sein leibhaftiges Hervorgehen aus dem Grab und an seine leibhaftige Himmelfahrt vielleicht nicht unbedingt glauben.

Martin Luther hat Gottes Regiment durch das Evangelium in unseren Herzen als sein Regiment „zur Rechten“ bezeichnet, während er Gottes Regiment durch Staat, Gesetze, Gesellschaft — als lediglich zweiter Ordnung — das Regiment „zur Linken“ genannt hat, also das, was heute (aber vielleicht auch damals schon) die Menschen beinahe als einziges sehen und für bedeutsam erachten und in dessen Zusammenhang sie inzwischen auch Jesus zu bringen versuchen. Aber Jesus sitzt nach dem christlichen Glauben nicht zur Linken, sondern zur Rechten!

Würden wir Jesus i.ü. auch nicht in unseren Gedanken zu Gottes rechter Seite platzieren, so wäre er für uns auch nicht mehr der „Christus“, sondern lediglich eine von vielen beachtlichen und kulturell (also eben zur Linken) wirksamen Gestalten der Menschheitsgeschichte. Daß uns die Wirklichkeit und Wirksamkeit Jesu die Wirklichkeit und Wirksamkeit für Leben und Sterben und über das Sterben hinaus ist — das eben macht uns zu Christen.

Aber wie steht es mit der Wiederkunft Jesu? Diese Vorstellung der ältesten Christen hängt mit der anderen Ueberzeugung zusammen, daß Jesus auch ein Richter sein muß: unseres eigenen Wesens und Daseins und darüber hinaus aller Welt. Wir müssen annehmen, daß sich an Jesus nicht nur die Geister, sondern mit ihnen auch die Schicksale scheiden: die einen gehen einmal endgültig mit Jesus zur Rechten, die andern genauso endgültig ohne Jesus zur Linken (ich brauche einerseits nicht zu betonen, daß diese Benennungen nicht politisch aufgefaßt werden können, aber andererseits ist auch unübersehbar, daß die politische Linke in der Geschichte tatsächlich immer eine Tendenz hatte, von dem eigentlichen und ewigen Regiment Gottes in den menschlichen Herzen nicht allzu viel wissen zu wollen). Die einen gehen in das ewige Leben, die andern in einen ewigen Tod (wir wollen ausdrücklich nicht sagen: in ein ewiges Sterben oder in die ewige Qual). Und wird es dann eine Ungerechtigkeit sein, daß die, welche das Weltleben ergriffen, eben auch mit dem Weltleben vergehen? Ungerecht wäre es ja allein, unverschuldet eine Strafe tragen, nicht aber, seinen Weg konsequent zu Ende gehen zu müssen. Und wenn einem Menschen sein geschöpfliches Dasein vom Geborenwerden bis zum Sterben mit all seinen Freuden und Leiden — und eben wahrhaftig: auch Freuden — geschenkt worden ist, ohne daß er darüber alles in allem unglücklich sein mußte, es vielleicht philosophisch oder dichterisch sogar überhöhte — „Ihr glücklichen Augen,/ was je ihr gesehn,/ es sei wie es wolle,/ es war doch so schön“ — wo kann da eine Ungerechtigkeit liegen, wenn dieses Dasein über seinen angestammten Bezirk am Ende nicht weiter hinausgeführt wird. Und ist es selbst eher ein leidvolles Dasein gewesen — so ist es auch dann in der Ordnung der Dinge, daß es wieder davon muß. Denn das bloße Dasein, wie die alten Griechen es sagten, ist bereits schuldig daran, anderem den Platz weggenommen zu haben und also auch schuldig, diesen Platz einmal wieder einräumen zu müssen.

Das Gericht, das heimliche, aber gleichwohl tiefentscheidende — es ist in Wahrheit nicht erst in der Zukunft, es ist bereits jetzt, und es ist sozus. auch schon immer gewesen. Und wie immer wir es auffassen wollen — ob wir von Verantwortung sprechen oder auch von Erwählung bzw. von Schuld oder Verstockung, Verblendung, ob wir verstehen: die einen haben sich durch das Aufspielen Gottes und der Ewigkeit zum Tanz mitreißen lassen, und die anderen sind eben lustlos geblieben — wir sollten als Christen nicht mehr von einem am Jüngsten Tage noch zu erwartenden Strafgericht sprechen und in dieser Beziehung auch nicht mehr von einem kommenden Gericht Christi.

Aber das bleibt nun natürlich dennoch — so sehr es uns gedanklich im ersten Augenblick ein wenig entlastet — von einem doppelt furchtbaren Ernst. Denn solch ein Strafgericht, wie es die alten Christen bis zum Mittelalter und darüber hinaus noch sich dachten, würde ja auf eine bestimmte Art immer auch Barmherzigkeit sein — würde ja am Ende doch noch alles ins Lot bringen können, würde

Geltung und Ansehen des Bestraften wiederherstellen müssen; die Strafe würde ja einmal — in was für einem Segesfeuer auch immer — „abgebüßt“ worden sein, und so wäre da doch auf alle Fälle auch Hoffnung verborgen. Aber wo in der gegenwärtigen Wahl oder Erwähltheit selbst schon das Ewige sein muß, da ist für alle Ewigkeit auch das Schicksal entschieden. — Indessen, es hilft nichts: Dieser herbe Gedanke ist am Ende vermutlich der einzige, der vor einem tieferen christlichen Gewissen Bestand haben kann.

Wozu soll dann aber überhaupt Christus noch kommen, „zu richten die Lebenden und die Toten“? Sind etwa doch noch einmal die mehr oder weniger friedvoll Eingeschlafenen und nun jedenfalls — selbst als die Gottlosen — Ruhenden wieder ins Dasein zu zerren, um noch ein zweitesmal und umso tiefer verstoßen zu werden? Und welchen Sinn soll es auch haben, den Lebenden nun noch ausdrücklich ihr Nichtgewählthaben Gottes und des eigentlichen Lebens vor Augen zu stellen? Liegt dazu irgend eine Notwendigkeit vor? Hat es die Ewigkeit nötig, sich noch einmal mit Gewalt Gehör zu verschaffen? Ist da irgendjemand vorhanden, dem das eine Befriedigung oder ein Ergötzen sein könnte? Das alles müßte sich doch weit von der eigentlichen Wahrheit Jesu Christi entfernen, dessen tiefste Wehrlosigkeit, ja geradezu Tragik es ist, durch sein bloßes Sein schon ein Weltenschicksal stiften zu müssen, und eben jetzt oder in jedem Augenblick schon.

Noch einmal die Frage: Weshalb muß Jesus — als dieser Richter, der er doch immer schon ist — auch noch der Kommende sein? Vielleicht: um dieser Richter auch wirklich bis an das Ende der Tage zu bleiben!

Aber stellen wir uns nun auch vor, er würde nicht auch der Kommende sein! Seine Geschichte würde sich dann in eine Art Mythos verwandeln — sie wäre dann jene heilige Geschichte aus den Zeiten des Anfangs, welche sich vielleicht als ein Urbild der Welt- und Lebensdeutung hinstellen wollte und in deren Teilhabe und Nachahmung jeder Mensch, der die Eigentlichkeit sucht, sich gewinnt oder findet. Und was für ein Mythos wäre allerdings diese Geschichte! Ein Mythos nicht aus vorgeschichtlichen, sondern aus geschichtlichen Zeiten, reich und tief wie nur irgend je eine Dichtung der Menschheit, aber dabei gleichzeitig lebendig und wirklich — als wäre die Substanz aller Mythen in dieser Person einmal leibhaftig geworden! Der Held, der die Gottheit nicht nur wie Prometheus des Feuers beraubte, um es den Menschen zu bringen und es ihnen nutzbar zu machen, sondern der die Gottheit — viel weitreichender noch — gleichsam ihres Herzens beraubte und die Kinderschaft des Höchsten unter die Menschheit gebracht hat — sie tatsächlich und wirklich auch unter die Menschheit gebracht hat, ob zum Fluch oder zum Segen (wie denn auch das Feuer schon Fluch wie auch Segen sein mußte). Was würde überhaupt Höheres je gebracht werden können! Und was gleichzeitig auch, das gefährlicher wäre! Welche Freiheit, welche Mündigkeit muß ja die Menschheit — und sozus. besten Gewissens — nun haben! Wie wird sie diese verwenden? Welche Reife, welche Demut ist sie nun aufzubringen, welchen Dank in sich zu entbinden verurteilt, um dgl. tatsächlich fassen und tragen zu können! Es ist gar nicht anders zu denken: Dieses Feuer hat schließlich die Welt in Brand stecken müssen. Und es mußte zuvor selbst noch seinen eigenen Bringer verzehren. Wie konnte viel später der Dichter Hölderlin schreiben: „Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,/ ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,/ Des Vaters Strahl, ihn selbst, mit eigener Hand/ Zu fassen und dem Volk ins Lied/ Gehüllt die himmlische Gabe zu reichen.“ Aber Jesus hat seine Gabe nicht zu verhüllen vermocht. Unmittelbar und direkt gab er das weiter, was er selbst war: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, als es brennete schon!“ Er hat gewußt, was er tat — er hat um die möglichen, ja um die unausweichlichen Folgen seines Daseins gewußt und hat es trotzdem vollzogen. Das ist die Tragik, das ist die Größe. Und das wäre immer noch erst sozus. die Hälfte des Mythos. Denn aus dem Feuer, in welchem Zeit und Endlichkeit nun verbrennen, steigt als ein Phönix das eigentliche, das ewige Leben! Das leibliche, das „fleischliche“ Leben verbrennt, um als Geist wiederaufzuerstehen. Und diese Wiederauferstehung des Geistes ist nun das Leben, ist die Erlösung, ist das Ziel, ist diejenige Größe, deren Hervorbringung alles andere — einschließlich der Verblendung einer inzwischen nach Milliarden zählenden Menschheit — auch wert war. Es ist ein Mythos nicht nur vom Sterben und Auferstehen des göttlichen Menschen, sondern vom Sinn, welcher durch das Absurde, ja durch eine unendliche

„Schuld“ noch hindurch muß; vom Sinn, welcher sich aber dennoch selber genügt und eben bereits auch das ewige Leben — unter was für einer Gestalt nun auch immer (mag sie auch die Kreuzesgestalt sein) — bedeutet.

Das Christentum könnte also lediglich dieses mythologische Christentum sein — und beinahe möchten wir sagen: wollte Gott, daß es das wäre! daß es sich bis zu diesem Punkt schon voran gebracht hätte statt nur beständig das Absurde selbst zu betreiben, wie es das in der Wirklichkeit tut, nämlich den Ausgleich dessen zu suchen, das sich doch niemals verbindet: des Geists und des Fleisches, der Gott und der Weltförmigkeit.

Aber eben über dieses mythologische Christentum — und es ist hier noch einmal zu sagen: als Mythologie faßt die heilige Geschichte des christlichen Anfangs schlechterdings alles zusammen, was die Menschheit überhaupt je an Mythologie hatte — über dieses mythologische Christentum führt der Gedanke oder die Erwartung eines kommenden Christus noch notwendig hinaus. Ich habe nun auch eine Beziehung gleichsam zu der Individualität Jesus Christus. Ich habe in ihm nicht nur einen vor- oder selbst urbildhaften Stifter und Gesinnungsgenossen, sondern einen Herrn, der mir zwar Bruder, aber doch nun eben wieder auch Herr ist. Ich habe ein Du, ein mich mit Vertrauen, aber auch Anspruch beschenkendes Du, zu welchem ich selber das Ich bin. Jesus hat einmal jenes Gleichnis von dem außer Landes gehenden Hausherrn gebildet — er ist in Wahrheit selbst dieser Hausherr; und wenn er eben einstmals zurückkehren wird, so wird es sich zeigen und es wird sich jeder rechtfertigen müssen, wie er mit den ihm anvertrauten Möglichkeiten gewirtschaftet hat. Es geht nicht allein um die generelle Teilhabe an dem ewigen Leben, sondern es geht um Rechenschaftspflicht und Verantwortlichkeit. Es geht um das Ausfüllen einer Bestimmung in einer Gesamtoökonomie, in einem, wie der Theologe Schleiermacher gesagt hat, „Gesamtleben“ der Menschheit, oder wie wir vielleicht etwas vorsichtiger sagen: unserer Umgebung, oder auch: unserer Kirche. Dieses Gericht, das wir als Christen von einer bevorstehenden Zukunft erwarten, sollten wir deshalb — wie wir es generell schon als Strafgericht ablehnen mußten — auch nicht auf Erwählung oder Verstockung, auf Sündhaftigkeit und Veröhnung, sondern allein auf verantwortliche und unverantwortliche Geschäftsführung beziehen. Jeder Christ hat seine besondere Aufgabe, für die er verantwortlich ist, seine besondere Bestimmung, die allein durch ihn erfüllt werden will, seinen besonderen Posten, den allein er halten muß. Er ist immer in den Umkreis einer Gemeinschaft gestellt: in eine Familie, in ein Gemeinwesen oder auch allgemein die Gesellschaft, in seine christliche Kirche — und mitunter, ja eben in der Regel sogar hat er hier mehrere Aufgaben, welche er erledigen muß. Und einerlei auch, ob er sich diese Aufgaben ausgesucht hat oder ob er sich vor ihnen einfach nur findet: er kann sich ihnen nicht, ohne sich selbst zu verlieren, entziehen. Er hat unter ihrem Anspruch zu denken, zu reden, zu handeln. Und der wiederkehrende Hausherr ist eben der, welcher in dieser Hinsicht einmal von ihm Rechenschaft fordert: über jeden faulen und unnützen Gedanken, jedes faule und unnütze Wort, jedes faule und unnütze Verhalten. Und keineswegs ist es dabei dann am Ende die Frage, ob einer in dieser Frist auch „Erfolg“ gehabt hat, im Sinne eines „Ertrages“ gut gewirtschaftet hat; ob er nun mit leeren oder mit vollen Händen dastehen muß oder kann, sondern einzig und allein, ob er treu war, sein Leben in rechter Gesinnung und Verantwortung führte. „Er sitzt zur Rechten Gottes; von dort wird er kommen zu richten die Lebenden und die Toten.“ — Ich bin es, wir sind es, die gerufen und zugleich auch gemahnt sind, dem entgegenzugehen. Dabei allerdings auch wiederum wissen: Wenn wir dann eines Tages „wie durchs Feuer hindurch“ gehen und als Beschämte dastehen müssen, so werden wir doch auch immer die Geretteten sein und gehen also so oder so einer heilvollen Zukunft entgegen.

27. Februar 2000